

Die Axt und die Welle

Nr. 45

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

— Kees Doorik. —

Roman von Georges Eckhoud.

(Fortsetzung.)

Gegenwärtig hatte Kees andere Begierden als nach einem Stück Land. Die tiefe Anhänglichkeit des jungen Burschen an das rauhe und kräftige Land der Unterselbe konnte den Reizen eines Geschöpfes, wie denen der sanguinischen Anemie, nicht gleichgültig gegenüber bleiben — dieser Anemie, in welcher sich alle Verlockungen der bläulichen Natur vereinigen, die, schwer, üppig und fruchtbar, zu materiellen Genüssen geneigt ist.

Und der Augenblick kam heran, wo die Arbeiten der Scholle dem täglichen Verbrauch seiner Kräfte nicht mehr genügten, wo seine Beschäftigungen auf den Aedern, wo er lange Stunden im kalten Staube des Novembers wie in der glühenden Hitze des Juli zubachte, oder seine Arbeiten in der Tenne oder im Hofe nicht mehr im Staube waren, ihn des Abends müde, steif und gedankenlos auf sein Lager zu werfen und ihn einem Schlaf zu überliefern, wie ihn die verschütteten Thiere unter ihm im Stalle schliefen. Und jetzt errieth er während der schlaflosen Nächte, wenn er sich auf seinem Strohsack wälzte, weshalb sein Viebling Puff, der stolze schwarze Hengst, wüthend mit dem Fuße stampfte und laut wiehern zu rufen schien, während die anderen Thiere des Hofes in ihrer stupiden Ruhe lagen.

Die erwachende Mannbarkeit hätte noch lange bei Kees geschlummert, wenn es unter dem Dache des Weißhofes nur eine rothbäckige, dicke Truttschel, wie Paullke, gegeben hätte, aber seine Apathie konnte in Gegenwart der reizenden Anemie nicht länger dauern.

Als Nelis Cramp verschied, trug der gute Kees schon seit Monaten Verlangen nach seiner Meisterin, aber die Erkenntlichkeit zwang ihn, diese Leidenschaft zu verheimlichen und dieselbe sogar zu bekämpfen. Seine Gefühle für die junge Wittwe waren daher auch scheinbar dieselben geblieben. Er hielt sich zurück, bezogte ihr noch immer dieselbe Zuverlässigkeit, wie ein anhänglicher Hund, aber er verweilte öfter, wo sie hinkam, verlangte längere Erklärungen über die zu verrichtende Arbeit, und mehr als einmal trafen sich ihre Hände bei derselben Beschäftigung. Handelte es sich darum, etwas Schweres aufzuheben, eine Last wegzuwälzen, so berührten seine Finger die ihrigen wie durch einen Zufall, und diese Berührung rief einen köstlichen Reiz in ihm hervor.

Die junge Wittwe hatte bald diese Umänderung bei dem jungen Manne bemerkt, der früher vor ihren Mäcken flüchtete. Ihre Kofetterie erwachte daraufhin ganz instinktiv. Sie machte sich sogar lustig über Kees' schüchternen Miene und sein plötzliches Erröthen. Es amüsirte sie, wenn seine schwarzen

Augen so beharrlich nach den ihrigen suchten und dabei bald einen kühnen, bald einen flehentlichen Ausdruck annahm. Sie fand Freude an seiner jugendlichen Stimme, die zuweilen rauh in der Kehle anhielt, während sie ein andermal sanfter klang, als die Orgel in der Kirche unter den Händen des Schulmeisters. Die Gespräche der Wittve mit dem Knechte handelten jedoch immer nur von gleichgültigen Dingen, wie von dem Schwein, das man zur Kirntes schlachten würde, oder von der schwarzen Kuh, die nicht kalbte und für die die Bäuerin einen Wittgang nach Braßschäet zu machen gedachte.

Kees war schon bald von seiner Verehrung für den geizigen Nelis Cramp zurückgekommen, und er sah nunmehr ein, daß derselbe zu häßlich und zu alt für das frische Mädchen aus der Campine gewesen. Jetzt träumte er davon, wie er der Gefährte der verführerischen Meisterin und auch der Bestzer des nicht weniger begehrenswerthen Weißhofes werden könnte.

In dieser Stimmung war es, wo jener düstere Gewitterabend sie bei der Heimkehr von der Ernte überraschte.

V.

Als die Schnitter getrunken hatten, war Paullke in das große Zimmer zurückgekehrt und hatte auf den sorgfältig geschauerten Tisch eine braune irdene Schüssel gestellt, in welche sie einen Topf voll gedämpfter Kartoffeln mit Gemüse und Speck schüttete.

„Jetzt könnt Ihr kommen!“ rief sie den Arbeitern mit ihrer grellen Stimme hinaus.

Die Männer kamen herein, und obgleich es auf dem Felde nicht schmutzig war, ließen sie doch ihre Holzschuhe in der Küche, aus besonderer Aufmerksamkeit für Paullke, die Arabesten von weißem Saude auf dem frisch gewaschenen Boden von rothen Ziegelsteinen gezeichnet hatte.

Schwerfällig ließen sich die Arbeiter auf die Stühle um den Tisch nieder, und ihre sanften Augen, die wegen der Müdigkeit schwachtender schienen, schauten nach dem hohen Kartoffelhäufen hin; ihre Nasenlöcher erweiterten sich unter dem angenehmen dicken Dunst, der nach der Decke hinaufstieg, und ihre Ohren horchten noch einige Sekunden dem Prickeln des Speckes, der in der Schüssel noch weiter zu braten schien.

Die Meisterin setzte sich Kees gegenüber. Sie machte das Kreuzzeichen und faltete die Hände. Die Schnitter thaten dasselbe und senkten die Köpfe. Jetzt hörte man wieder das regelmäßige Ticken der Wanduhr in dem schweren, hölzernen Gestelle. Bald aber bewaffneten sich die Männer und die beiden Frauen mit ihren Gabeln und stachen direkt auf die

Schüssel. Ein Jeder suchte ein Loch vor sich in das Nagout zu bohren. Sie aßen, ohne etwas zu sagen, kanten geräuschvoll, schluckten mit der Gier eines hungrigen Thieres jedesmal einen Mundvoll hinunter oder höhnten dicke Runken von schmackhaften, leicht gesäuertem Roggenbrot aus.

Durch die beiden Fenster, die der Hitze wegen geöffnet waren, bemerkte man im Vordergrund den Viehbrunnen und dahinter eine mit großen Birnbäumen bepflanzte Wiese, auf welcher die Kühe weideten. Weiter zurück dehnte sich die Landstraße aus, welche von Arbeiterwohnungen besetzt war. Neben dieser Reihe von Häusern erhob sich die Mühle von Zander Blogel, die hoch oben auf einem grasbewachsenen Hügel die Umgebung beherrschte. Hinter der Straße und der Mühle sah man nur noch die weite Ebene, einige Hüfe, den Kirchturm von Geckeren und den unendlichen Horizont.

Die Landschaft verschwand jedoch allmählig unter dem Schatten der Nacht. Das Dunkel war bereits in das Zimmer hereingebrochen, wo es zuerst die Ecken verhielt. Die Umrisse und die Winkel wurden undeutlicher und stumpften sich ab. Auf der Platte des Kamins waren ein Kreuzfing von polirtem Kupfer, sowie einige Teller mit historischen Sujets die Resten, die dem hereinbrechenden Dunkel widerstanden. Unter dem weiten Mantel des Herdes war der annuthige Boden von weißen Steinplatten mit blauen Bildern, die den Delft darstellten, schon lange unsichtbar geworden.

Die Gabeln hörten bald auf, hin und her zu gehen. Die Männer waren gesättigt und fuhren langsam mit der Hand über den Bauch, indem sie einen Seufzer befriedigter Sinnlichkeit ausstießen. Ueber dem Essen hatten sie nicht mehr an die Hitze gedacht; jetzt aber fingen sie wieder an zu kochen oder drückten ihre Mattigkeit aus, indem sie den Kopf von rechts nach links neigten, nach Art der Kühe, die von den Mücken geplagt werden, oder indem sie mit dem Kermel über die schwigende Stirn fuhren.

Eine heurnruhigende Stille war draußen eingetreten. Der Himmel nahm einen Sepiaton an und über der Mühle häuften sich dunkle, dicke Wolken. Vor dem Hofgut auf der Landstraße wurden die Fenster des Wirthshauses „Zur Krähe“ beleuchtet. Dieses rothe Licht fiel einem der Arbeiter auf, und er glaubte seine Kameraden daran erinnern zu müssen, daß sie noch ein paar Stunden zu gehen hatten, um nach Dorderen an der Schelbe zu kommen.

„Dopp, Ihr Kerle!“ sagte er, „ich gebe eine Pint Löwener Bier zum Besten.“

Er stand auf und die Anderen folgten seinem Beispiele.

„Nicht nicht unterwegs stehen.“ sagte Rees, „beim es wird bald Wasser und Feuer fallen.“
 „Da kannst Du ruhig sein, Kraustopf,“ antwortete der Eine von ihnen, während er seinen Kessel und seine Holzschube wieder anzog. Sie stopften ihre Pfeifen, indem sie Tabak aus der Schweinsblase nahmen, und Paulle reichte ihnen Feuer.
 „Gute Nacht, Bäuerin! Gute Nacht, Ihr Anderen!“
 „Gute Nacht, Jungen, bis ein anderes Mal!“
 Die Arbeiter gingen hinaus, und gleich darauf sah man sie an dem Fenster vorbeigehen und dem Hopsack neben der Wiege folgen. Das rothe Feuer ihrer Pfeifen, ihre dumpfen Stimmen und ihre schweren Schritte verloren sich bald in der Nacht.

VI.

Rees war an's Fenster herangetreten. Im Südwesten, nach der Seite der Stadt und der Ebene hin, fuhr ein Blitz mit seinem Phosphorgriffel über den schwarzen Himmel.
 „Jetzt fängt's an!“ sagte Rees.
 „Kann der Regen keinen Schaden anrichten?“ fragte die Bäuerin, die menschenlos und nachdenklich vor dem Tische sitzen geblieben war.
 Der Knecht sagte, er wolle sich vergewissern gehen, und indem er eine Laterne anzündete, ging er hinaus, obgleich er sicher war, daß er Alles unter Dach gestellt hatte. Er empfand ein Bedürfnis, sich zu bewegen.
 Annemie hatte ihn so sonderbar angeblickt. Sein Puls schlug heftig, sein Blut gerieth in Feuer, in den Ohren klang es ihm, und er sah roth vor Augen. Unwillkürlich öffnete er den Stall. Die Pferde lagen da; nur Fuß allein blieb trotz seiner Müdigkeit auf den Beinen. Mit geschloffenen Augen wandte dieser seinen intelligenten Kopf nach ihm, indem er beim weiten Krachen des Donners zu schreien anfing, und seine beschworze Haut schien zu schauern. Aus dem Stalle ging Rees in die Scheune. Auch dort war kein Schaden zu befürchten. Der Schlagregen konnte auf keinen Fall durch das dicke Strohdach dringen. Die Ackerwerkzeuge glänzten im Schatten; alle standen schon geordnet da und zeigten von der Sorgfalt und dem Fleiße des Meisterknechtes.

Rees zögerte eine Minute, da er nicht wußte, ob er in das Zimmer zurückkehren sollte, in welchem die Bäuerin allein war. Er hätte zu Bett gehen können, wie er es jeden Abend that. Eine unwiderstehliche Anziehungskraft rief ihn jedoch zu ihr zurück.
 Ein Windstoß fuhr unerwartet vorbei, bewegte die Bäume, kisperte in den Blättern, fuhr über die Wege hinweg und jagte die warme Luft in das Zimmer hinein. In der schlürftigen Landstube schien es zu zittern. Die Grillen waren verstummt. Nur aus dem Stalle kam ein flügendes Krallen.
 Ein Blitz folgte auf den anderen. Die Balken fielen auseinander mit dumpfen Stößen, bis zum Augenblick, wo die in ihrer Masse angehäufte Gleichgültigkeit sich jäh sichtbar entlud.
 Der Sturm wüthete immer stärker, und schon grüßte der ganze Himmel in Feuer.
 Plötzlich entstand jedoch eine Pause, und ein neuer Windstoß schien nachlässige Klappen über der Ebene zu bewegen. Einige dicke Regentropfen fielen auf die kühle Erde; bald wurden es ihrer mehr, und sie fielen schneller, und es wurde ein Schauer, dicker Regenschauer; bald hätte man in der Dunkelheit das überströmende Wasser glucksend hören können.
 Bei dem hellen Blitze konnte man auf dem Gesichte der Bäuerin bemerken, wie erregt sie war. Sie betrachtete sich und nahm einen Hopsack zur Hand. Eine unbeschämte Lust hatte sie ergriffen. Sie hatte sich nie so schlaf, so feig gefühlt, aber sie mußte zu widerstehen, indem sie der Temperatur ihre Aufmerksamkeit zuwandte.
 „Alles ist in Ordnung,“ bemerkte Rees, nachdem er einige Minuten verlegen geschwiegen. „Soll ich noch etwas machen?“
 Sie hatte ihn gern fortgeschickt, und sie antwortete ihm:

„Paulle und Jannete sind schlafen gegangen, und Sie müssen wohl auch mithe sein, Rees? Ach Gott, welch ein Blitz!... Es schlägt ein...“
 „Beruhigen Sie sich, Meisterin!“ sagte der junge Mann, indem er sich zum Fenster hinausneigte, die Wolken gehen nach dem Grillenberg.“
 Inzwischen aber zitterte das Haus in seinem Grunde, und Rees schloß das Fenster.
 „Zünden Sie ein Licht an,“ sagte Annemie.
 Er gehorchte, denn er war glücklich, noch bleiben zu können. Sie stand auf, ging nach dem Bett hin, das in einem Verschlage stand, entfernte die Vorhänge und nahm über dem Kissen einen Zweig von Buchsbaum, den sie in Weihwasser tauchte. Dann öffnete sie eine kleine Thür, die in der Wand neben dem Bett angebracht war. Das Licht der Lampe, die Rees in der Hand hielt, drang durch dieses Guckfenster in den dunklen Stall; und gelbe Strahlen fielen auf die Köpfe der Thiere, die sich schwerfällig regten.

Annemie hatte sich über das Bett gebückt und den Arm durch die Oefnung hindurchgestreckt, und sie besprengte langsam den Stall mit Weihwasser, um den Blitz davon abzuhalten.
 Der Knecht wußte schweigend dieser frommen Uebung bei, aber er murmelte sein Ave, ohne zu wissen, was er that. Ganz von dem begehrenswerthen Weibe eingenommen, sah er nur noch dieses.
 Das war gerade so ein fettes Kästchen, wie man im Dorfe sagt, wenn man von einer schönen Bäuerin redet. Fürwahr, das Fleisch fehlte nicht an dem Gerippe dieses Weibes. Ihr Körper kannte weder Winkel noch Unebenheiten, und man hätte hineinbeugen können, ohne einen Knochen zu verspüren. Annemie lag fast auf dem Bett und drehte ihm den Rücken.
 Die verlangenden Blicke des Burschen gingen von ihrem rothen Halse, wo kleine geträufelte Locken unter der Hand hervorkamen, nach ihrer elastischen Taille, ihren breiten Hüften, ihrem fleischigen Rücken. Und seine Begierde steigerte sich noch beim Anblick dieses Lagers, auf dem Annemie lange Jahre mit dem alten Nelis Cramp umsonst geschlafen hatte, wo sie nunmehr allein zu ruhen pflegte, wo sie sich in einigen Minuten krüge wieder hinstricken würde. Wie unmöglich war der Wille, daß sie in der Gegenwart von Rees diese ehelichen Vorhänge geöffnet hatte. Er war doch nicht von Holz, zum Teufel! Ein Knecht hat nicht weniger Blut als ein Meister.

Sobald Annemie mit ihrer Besprengung fertig war, schloß sie das Thürchen und richtete sich wieder auf. Auch sie hatte bei dieser Uebung nicht den nöthigen Ernst gehabt. Als sie sich umwandte, begegnete ihre wachen, fragenden Augen dem Blicke des jungen Mannes. Sie wollte etwas sagen, aber das Wort blieb ihr im Halse stecken. Rees hatte bereits seine Lampe niedergelegt, und mit einem tonmalstischen Lachen sprang er auf sie los, um sie zu umarmen.
 „Rees, mein, Rees...“ seufzte sie, indem sie sich krühte.
 Er schloß ihr den Mund mit einem begehrliehen Kusse, aber im selben Momente hörte er die Thür aufgehen.

Es war Jannete, der barfuß, und im Hemd, das über seine mageren Beine hing, hereinkam. Er schien durch den plötzlichen Uebergang aus dem Dunkel der Treppe in die helle Kammer geblendet zu sein und rieb sich die Augen.
 Rees hatte gerade Zeit gehabt aufzuspringen, und vor Kerger flüchte er vor sich hin.
 Der Kleine stellte sich an, als habe er die Schwärze nicht bemerkt, die er durch sein Erscheinen herbeigetragen.
 „Ich fürchte mich so ganz allein,“ sagte er. „Ich kann nicht schlafen, die Blitze durchzucken meine Angedenken... Es brennt... Hört Ihr? Die Fensterräder wird geläutet!“
 „Gott Erbar!“ flüsterte Annemie, „welch eine Nacht!“

„Gott Erbar,“ flüsternde Gottheit, welche das Volk in Anderten erweist, um die Ueberrumpfung oder das Gefahren auszubringen.“

Rees aber fuhr ihn an: „Du Hasensub, Du träumst vom Feuer. Was habst Du es denn nicht in Deinem Bett gelächelt?“
 Er hätte gern den zudringlichen Bubel am Halse gepackt, denn er sah wohl, daß derselbe sich nur so stellte und innerlich lachte, obgleich er zu weinen schien.

Annemie hatte sich wieder gefaßt.
 „Wir haben den Stall gesegnet,“ sagte sie, „sonst wäre Rees schon im Bette. Und Du weißt wohl, daß da draußen auf der Mauer ein Kreuz gemalt ist. Führen Sie Ihr doch auf sein Zimmer, Rees, und gehen Sie auch schlafen, denn morgen wird's wieder zu schaffen geben.“
 Es ging eine Reaktion in ihr vor. Der Ton ihrer Stimme würde wieder befehlend und vornehm; der Mann ward gebrochen.
 Rees sah sich also gezwungen, ihr zu gehorchen und sie allein zu lassen.

Annemie hatte schon bald das Gefühl der Ueberlegenheit wiedergefunden, und sie zitterte bei dem Gedanken an die Gefahr, der sie soeben ausgefetzt war. Sie freute sich fast über die Dazwischenkunft des kleinen Andries. Sie, die angesehenene Gutsbesitzerin, sollte sich mit diesem Bettlerssohn, diesem Bastardkind vergessen — welch eine verrückte Idee!
 Sie zog sich aus, und während sie inzwischen wieder nüchtern geworden war, schob sie sorgfältig die Kegel ihrer Thür vor, ehe sie sich zu Bette legte.

VII.

Die Tante Annemie hatte die Erziehung ihres Pathenkinde Jannete übernommen, und da sie die Sache nicht halb machen wollte, hatte sie ihn in eine Pension nach Turnhout in der Campine geschickt. Aber der kleine Nichtsnutz lernte nichts, und eines Tages wurde er vor die Thür geleckt. Sein Vater Andries war weniger über seinen Fehler empört, als vielmehr ärgerlich, weil derselbe fortgeschickt worden. Während acht aufeinander folgenden Tagen prügelte er Jannete jeden Morgen durch und sperrte ihn dann ein paar Stunden in den Schweinstall, wo er unaufhörlich weinte. Der kluge Bauer übertrieb noch seine Entrüstung. Er schilberte seiner Schwester Alles in der fürchterlichsten Sprache. Gemüth würde sein Vetter ihm seine Lage abtrotzen und seinen Sarg zumal helfen. Er drehte, wenn er das sagte, seine Augen wüthend im Kopfe, gestikulirte mit den Armen oder schlug um sich, wie wenn er noch eine Ruthe in der Hand hätte. Er sagte, er wolle sich nur ein wenig aufregen, um den Kerl beim Nachhausekommen noch mehr zu züchtigen. Annemie, die im Grunde ein gutes Herz hatte, empfand dabei Mitleid und legte ein gutes Wort für ihr Pathenkind ein. Da aber Andries den Bubel nicht mehr sehen wollte, so nahm Nelis Cramp, nachdem seine Frau ihn genug geplagt hatte, den verkehrten Kerl in sein Haus, damit er Rees helfen sollte.
 Jannete war ein kleines, blondes Männchen mit rosafarbigem Fleisch, mit regelmäßigen Zügen, einem verzärtelten Gesicht. Er hatte trübe blaue Augen mit bleifarbigem Lidern. Da er so zärtlich wie ein junges Mädchen aussah, machte er einen sonderbaren Eindruck in seinen Hirtenskleidern, die man ihm aus den alten weiten Kleidern des Onkels Cramp verfertigt hatte. Jannete brachte aus der Pension nur frühzeitig geweckte und verdorbene Sinne mit in's Dorf zurück, krankhafte Instinkte, eine lügenartige Grausamkeit, die er an den Mücken, Fröschen und Wögeln und später, als er keine Stiehe und Stöße mehr fürchtete, an den Pferden und Kühen auslegte. Jedesmal, wenn ein Schwein geschlachtet wurde, freute er sich darauf wie auf eine Kirme. Er half dem Schlächter das Thier aus dem Stalle ziehen; er war froh, wenn es durch seinen Widerstand den Todesstampf verlängerte, und er lachte, wenn er es jenes rührende Geschrei ausstießen hörte, das weithin über's Feld die Ruhe stört und bei dem die Leute sagen: „Dieser oder Jener wird jetzt Wurst machen.“

Von Natur aus träge, arbeitete Jannete nur, wenn er wußte, daß man ihn überwachte. Sobald er allein war, träumte er in den hellen Tag hinein.

Zu Sommer blieb er, auf dem Bauche durch die hohen Gräser kriechend, ganze Stunden am Rande eines Weges liegen, indem er die Vorübergehenden auspähte, um das Gehörte den verleumderischen Zungen des Dorfes verrathen zu können.

Vor seiner Abreise nach dem Weisshof hatte sein Vater ihn lange in die Lehre genommen. Er war ein Feind, den die Gramps in ihr Haus aufnahmen. Vor Allem nach dem Tode des alten Nells wurde die zweideutige Rolle des Buben besonders wichtig. Es handelte sich darum, die reiche Wittve an einer zweiten Heirat zu hindern, um Andries' Kindern die Erbschaft des Geizhalses zukommen zu lassen.

Jannete verstand recht wohl, was sein Vater von ihm erwartete. Sein Kopf, der sich beim Lernen so widerspenstig zeigte, fakte gleich alle Zweideutigkeiten auf. Er spielte so gut den Schlaupkopfs, daß Niemand Verdacht gegen ihn hegte, vielleicht nur mit Ausnahme von Kees Doornik, den eine instinktive Abneigung gegen dieses bleiche Bübchen zu warnen schien. Das trockne Messchen mochte sich bei dem wadernen Burschen noch so schön machen und sich dienftfertig zeigen, dieser blieb gegen alle Schmeicheleien kalt, denn er wußte, daß der Bube alle seine Bewegungen ausspähte, um seine Arbeit bei der Meisterin herabsetzen zu können.

Aber nach dem Vorfall an dem Gewitterabend handelte es sich nicht mehr um Doornik's Arbeit. Jannete hatte eine Entdeckung gemacht, die anders wirken mußte, als alle seine Anschwärzungen: Kees Doornik, der Meißerknecht, liebte die Tante Annemie. Das mußte dem alten Waanes interessieren! Deshalb stand der Spiou am anderen Tage früher auf als gewöhnlich und heilte sich, die Kliebe auf die Weide zu führen. Dort ließ er sie allein, um in einem Athem nach La Carte zu laufen, und anstatt die Straße einzuhalten, auf der er Leute vom Weisshof hätte begegnen können, schritt er quer durch die Tannenaubungen und die Neufelder.

(Fortsetzung folgt.)

Agrarentwicklung und Agrarbewegungen im alten Rom.

Von Gonrad Köster.

Der alte Hegel hat einmal irgendwo das Wort ausgesprochen, die Geschichte lehre nur, daß sie die Menschen noch nie etwas gelehrt habe. Dies melancholische Sägchen klingt gewiß befremdlich bei einem Denker, der so viel Mühe und Geist auf die Philosophie der Geschichte verwandt und sich durch die Anwendung der Entwicklungslehre auf dem Gebiete der Geschichte so unsterbliche Verdienste um die historische Wissenschaft erworben hat. Wenn man aber seinen Satz mit dem nötigen Körnchen Salz dahin aufsaßt, daß aus der Geschichte herrschende, aber überflüssig gewordene Klassen oder Stände noch nie etwas gelernt haben, so muß man denn auch heute noch bestimmen: wird uns doch die Wahrheit dieses Sages durch die tägliche Erfahrung immer wieder eingepaukt. Nimmt man z. B. unsere biedereren, brotvuchernden Junker, so fällt es ihnen zwar einerseits nicht im Traume ein, sich aus der Geschichte über das Thörichte und Unhaltbare, geschweige das Ungerechte und Kulturwidrige ihrer Ansprüche und Machtstellung zu unterrichten, andererseits aber glauben sie doch unter den heutigen Verhältnissen für ihre Machtgebote der historischen Begründung nicht entzathen zu können, was dann zu den haarsträubendsten Geschichtsklitterungen den Anlaß giebt. Mit besonderer Vorliebe und Unerschrockenheit schlägt diese Sorte agrarischer Wissenschaft ihre Burzelbäume auf dem Gebiete der römischen Geschichte, die sich die unglücklichsten Mißhandlungen gefallen lassen muß. So wußte neuerdings die brave „Kreuzzeitung“ die wunderfame Weisheit zu finden, in Rom sei schließlich Alles zu Grunde gegangen und habe zu Grunde gehen müssen an den „unersättlichen Anforderungen des nichtsnutzigen hauptsächlichsten Proletariats, weil die um die Gunst dieser Massen buhlenden Regierungen nichts Besseres

zu thun wußten, als ihnen Brot zu Spottpreisen zu liefern, das zum Schaden des italienischen Landmannes aus Afrika eingeführt wurde, zu einem Schaden, der schließlich so groß wurde, daß er zum Untergang Italiens und des Reiches führte. Die Analogie mit der Gegenwart ist erschreckend; dieselben Ursachen drängen dazu, die gleichen Wirkungen hervorzubringen, und wenn nicht endlich Einhalt geschieht, müssen wir auch unser Schicksal besiegelt sehen.“ Wie wunderbar sich doch in manchen Köpfen die Welt malt! Um zu schweigen von der bodenlosen jüngerlichen Unverschämtheit, die das moderne Proletariat mit dem römischen Lumpenproletariat zu vergleichen wagt, wäre darnach also das alte Rom am Mangel ausreichender Getreidevorräte zu Grunde gegangen, während man bislang nach jenem berühmten Wort des älteren Plinius vermeint hatte, die Latifundien, der Großgrundbesitz, haben Italien ruinirt. Es ist ja zweifellos ein hochinteressantes, wissenschaftliches Problem und muß gewiß auch die politische Einsicht fördern, zu erörtern, welche Faktoren den Verfall und schließlich den Zusammenbruch des römischen Reiches herbeigeführt haben, ob und welche Analogien mit der Gegenwart die agrarische Entwicklung des alten Rom zeigt. Eine auf engen Raum beschränkte Erörterung dieser Fragen wählt zweckmäßig als zeitlichen Rahmen die kurze, aber ereignisreiche Epoche der Gracchen, jenes herrlichen Bruderpaars, das der sozialen Zerlegung Einhalt zu thun, die Republik von Neuem zu konsolidiren versuchte und bei diesem Können, aber zufolge den ehernem Gesetzen der geschichtlichen Entwicklung zum Scheitern verurtheilten Unterfangen ein tragisches Ende fand. Die Betrachtung ihrer meteorgleichen Laufbahn läßt schon die sämtlichen geschichtlichen Triebfedern erkennen, die auch während des ganzen letzten Jahrhunderts der Republik thätig waren, und wird zur deutlichen Vorstellung bringen, worin die Entwicklung Roms mit heutigen Verhältnissen übereinstimmt, worin sie sich von ihnen unterscheidet.

Es geht aber doch nicht an, einfach mitten in die Dinge hineinzufragen, ohne Weiteres mit der Darstellung des grachischen Zeitalters einzusetzen, sondern es ist für das Verständnis nötig, zunächst die ältere römische Geschichte mit ihrer inneren und äußeren Entwicklung wenigstens zu skizziren und dazu recht weit zurückzugreifen: beinahe bis auf's Ei der Leda, nämlich bis auf jenes ferne Zeitalter der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, dessen die späteren Römer gedachten, wenn sie alljährlich die Saturnalien mit Wuhmenschanz, allgemeiner Gastlichkeit, Vertauschung der Rollen zwischen Herren und Sklaven feierten, jenes goldenen, saturnischen Zeitalters, von dem Schiller singt:

„Erst regierte Saturnus schlicht und gerecht,
Da war es heute wie morgen,
Da lebten die Hirten, ein harmlos Geschlecht,
Und brauchten für gar nichts zu sorgen;
Sie liebten und thaten weiter nichts mehr,
Die Erde gab Alles freiwillig her.“

Dieser göttliche König Saturnus ist natürlich nur ein Mythos, in dem sich die Erinnerung an die verschwundene Zeit der kommunistischen Gentilverfassung verkörperte. So idyllisch, wie nach Schillers Versen, war freilich das Leben der italischen Völkerschaften auch in jenen fernen Zeiträumen nicht. Es fehlte nicht an Fehden zwischen den einzelnen Geschlechtern und Stämmen, die, meist der Blutrache entsprungen, hauptsächlich dem Viehdiebstahl dienten und etwaige Kriegsgefangene in die Sklaverei des Siegers führten. Abgesehen aber von diesen verhältnismäßig wenig zahlreichen Unfreien bestand die Masse der Bevölkerung aus gleichberechtigten Geschlechtsgenossen, die unter gewählten Häuptlingen in demokratischer Freiheit lebten und ihr Dasein zwar nicht arbeitslos verbrachten, aber die Ackerflur ihrer Dörfer gemeinsam bestellten und den Ertrag unter sich theilten, ohne den Gegensatz von arm und reich zu kennen.

Dieser urwüchsigste Kommunismus, wie wir ihn an der Geschichtsschwelle aller Kulturvölker finden, gehörte bei den Italikern schon längst der Vergangenheit an, als die Stadt Rom ihre welt-

geschichtliche Laufbahn anhub. Wann das geschah, wissen wir nicht. Das überlieferte Geburtsjahr Roms, 753 v. Chr., kann ebensowenig für historisch beglaubigt gelten, wie überhaupt die ganze Gründungs-geschichte, die sich um das marsseusprossene, von einer Wölfin gesaugte Zwillingsspaar Romulus und Remus dreht. Nur so viel darf als ausgemacht gelten, daß um jene Zeit die Stadt Rom bereits bestand und daß sie zusammengewachsen war aus zwei stammfremden und lange Zeit feindlichen Niederbungen auf zwei jener sieben Hügel am Tiber, die in späteren Tagen von der ewigen Roma eingenommen waren. Sobald sich das tiefe Dunkel, das über den ältesten Zeiten der Stadt lastet, ein wenig lichtet, läßt sich der folgende gesellschaftliche und politische Aufbau konstatiren. Der Kommunismus der Gentilverfassung ist verschwunden und hat Platz gemacht dem Privateigenthum auch am Grund und Boden, der vererbbar, veräußerlich und belastbar geworden ist. Die Geschlechter sind zwar noch vorhanden, haben aber den größten Theil ihrer Funktionen eingebüßt an den Staat, der eine ganze Menge von ihnen in sich vereinigt. An der Spitze des Staates steht ein auf Lebenszeit gewählter König, der in Friedenszeiten beschränkt ist einerseits durch die Rathversammlung der Aeltesten, den Senat, andererseits durch die aus sämtlichen vollberechtigten Bürgern bestehende Volksversammlung, die Kuriatkomitien. Die Volksversammlung aber umfaßte nur eine Minderheit der männlichen Bewohner des Staatsgebietes, nämlich bloß die Patrizier, d. h. Leute mit einem Stammnamen, die einem der ursprünglich das römische Gebiet bewohnenden Geschlechter angehörten. Ihnen standen gegenüber die weit zahlreicheren Plebejer, zum kleineren Theile zu Handels- und anderen Zwecken Zugewanderte, zum größeren Theile Bewohner von Gebiet, das die Römer erobert und sich angegliedert hatten. Die Plebejer waren persönlich frei und konnten ungehindert ihren Geschäften nachgehen, aber sie hatten keinerlei politische Rechte, dafür freilich zunächst auch keine politischen Verpflichtungen, vor Allem nicht die Verpflichtung zum Kriegsdienst. Als dann aber die Last der fortwährenden Kriege mit den umwohnenden Völkerschaften für die dabei zusammenschmelzende römische Aristokratie zu schwer wurde, erfolgte noch in der Königszeit eine dem Könige Servius Tullius zugeschriebene Reform der Staatsverfassung dahin, daß nun alle Bewohner des römischen Staatsgebietes ohne Rücksicht auf ihre patrizische oder plebejische Abstammung, bloß nach Maßgabe ihres Vermögens, Kriegsdienst- und steuerpflichtig sein sollten, während alle politischen Rechte nach wie vor ausschließlich den Patriziern vorbehalten blieben. Die in ihrer Masse nun aus Plebejern bestehenden Legionen erfochten Siege, aber den Vortheil davon stecden die Patrizier ein: vor Allem hatten sie allein Anspruch auf die massenhaften, dem Staat als Frucht der Eroberungskriege zufallenden Ländereien der Unterworfenen, den sogenannten ager publicus oder das Staatsland. Die Plebejer gingen nicht nur bei dessen Vertheilung leer aus, sondern sie waren, da infolge der fast beständigen Abwesenheit der wehrpflichtigen Bauern von ihren Ackerwirtschaften diese der heillossten Verwüstung verfielen, in Masse gezwungen, bei den durch die Kriege bereicherten Patriziern gegen hohe Zinsen, 12 Prozent und darüber, Geld aufzunehmen nach den barbarischen Bestimmungen des altrömischen Schuldrechtes, das den Gläubigern nicht nur erlaubte, den Schuldner von seinem Gute zu stoßen, sondern auch ihn in die Knechtschaft zu verkaufen, ja, ihn in Stücke zu schneiden.

Bei dieser empörenden Lage der Dinge mußte es zu einem Klassenkampfe zwischen Patriziern und Plebejern kommen. Derselbe brach aus, sobald beide Theile des römischen Volkes gemeinsam das tyrannisch wirtschaftende ausländische Königs-geschlecht der Tarquinier 510 v. Chr. vertrieben hatten und in der neuen republikanischen Staatsverfassung das Regiment unter die patrizischen Kuriatkomitien, die beiden von ihnen auf ein Jahr gewählten Konsuln und die aristokratische Aeltestenversammlung des Senats, getheilt worden war. Die Plebejer waren

bei der Umwälzung gänzlich leer ausgegangen; abgesehen davon, daß eine Anzahl wohlhabender Plebejer in den Senat aufgenommen worden war, blieb für die Masse des Volkes Alles beim Alten. Aber schon im Jahre 494 v. Chr. kam es so weit, daß die Plebejer wegen der erbarmungslosen Handhabung des Schuldgesetzes geschlossen von Rom auszogen auf den unsern gelegenen heiligen Berg

am Awo und dort ein neues Gemeinwesen zu begründen drohten. In ihren bitteren Nöthen gegenüber diesem unerwarteten Militärstreit sahen sich die Patrizier zu Zugeständnissen gezwungen. Neben vorübergehenden Schuld-erleichterungen und Ausheilung von Domänenland unter die dürftigen Plebejer, wurde das **Legitimum** des Volks-tribunats geschaffen, eines Collegiums von fünf, später zehn Volks-tribunen, die von den Plebejern in ihren Versammlungen, den sogenannten **Concilien**, nach allgemeinem Stimmrecht gewählt wurden, ausschließlich waren und vor Allen das Recht hatten, gegen ungesetzliche Anordnungen der Staats-herren, selbst der Konsule, und gegen ungesetzliche Beschlüsse des Senats und der Komitien intercediren, d. h. ihr **Visum** einzulegen zu können. Somit konnte nun manche patrizische Ausschreitung verhindert, manche plebejische Leid gelindert werden, und vor Allen bot das Volks-tribunat durch die Möglichkeit, das ganze öffentliche Leben lahm zu legen, eine Handhabe, um weitere Zugeständnisse von den Patriziern zu erzwingen, wie es denn auch geschah. Denn der Ständekampf war durch die Begründung der neuen Institution natürlich noch nicht erledigt, sondern dauerte noch weit über ein Jahrhundert ungeschwächt fort, ebenso wie die wirtschaftliche Noth des Volkes. Freilich erzwangen die Plebejer ein Recht nach dem anderen, Zutritt zu den meisten höchsten Beamtenstellen, Ver-

bindlichkeit der von den Tributkomitien gefassten Beschlüsse, Gültigkeit von Ehen zwischen Patriziern und Plebejern, schriftliche Festlegung des bürgerlichen und Kriminalrechts, Hin und wieder Landanweisungen und Aussendung von Bürgerkolonien in eroberte Gebiete, Moratorien und Getreideausstellungen in Hungerjahren. Aber andererseits behielt das Patriziat das ausschließliche Recht auf das Konsulat und

Zeit fielen, beseitigt, und andererseits hatten die wirtschaftlichen Reformen der dringendsten Noth der bäuerlichen Massen vor der Hand abgeholfen. Allerdings gerieth das Ackergesetz bald wieder in Vergessenheit und das Schuldgesetz war nur eine einmalige, freilich radikal wirkende Maßregel. Da aber häufige Ackeranweisungen und Kolonisations- sendungen die Lage der Bauernschaft besserten, und da das



Die Martinsgans. Nach dem Gemälde von H. J. Elsley.

die Staatsänderungen dauerte der Bucher fort, bis im Jahre 367 v. Chr. nach zehnjährigem Ringen die Volkstribunen **Vicinius** und **Sergius** die nach ihnen benannten Gesetze durchbrachten, die das Ende des Ständekampfes bezeichnen. Danach mußte von nun an immer mindestens ein Konsul Plebejer sein. Kein Bürger durfte mehr als fünfshundert Morgen vom Staatsacker inne haben; alle Bürger sollten gleiches Anrecht auf Veräußerung bei Ausheilung von Staatsländereien haben. Die gezahlten Zinsen sollten vom Schuldkapital abgezogen und der Rest binnen drei Jahren in gleichen Theilen abgetragen werden. Damit war der Ständekampf beendet. Denn einerseits waren die politischen Vorrechte der Patrizier bis auf wenige Reste, die im Laufe der

Wie während des Ständekampfes, waren auch nach seiner Beendigung die Eroberungskriege fast ohne Unterbrechung weitergegangen und hatten, nachdem die tapferen Samniten in langwierigen Kämpfen niedergeworfen und auch der in Italien eingedrungene königliche Abenteuerer Pyrrhus von Epirus besiegt worden war, zur Einigung der ganzen Apenninhalbinsel unter römischer Herrschaft geführt. Soweit mochte unter den damaligen Umständen die auswärtige Politik des Senats auch vom Standpunkte der römischen Bauern für zweckmäßig und nothwendig gelten, nun aber gerieth sie auf die schiefste Ebene des Imperialismus, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen. Nicht zufrieden damit, Vormacht in Italien geworden zu sein, streckte Rom

infolge der siegreichen Kriege nach Rom strömende massenhafte Geld den Zinsfuß herunterschnitt, so ist während der nächsten zwei Jahrhunderte von sozialen Bewegungen begreiflicherweise nicht viel zu melden, und in der äußeren Politik liebte das Volk dem regierenden Senat freie Hand, die Interessen Roms nach seinem Ermessen zu leiten. Er leitete sie dann freilich bald in einer Weise, die zwar den Interessen der oberen Schichten, aber keineswegs denen des sein Blut auf den Schlachtfeldern verspritzenden Bauern entsprach, sondern schließlich in gerader Linie zu seinem Ruin führte; aber das merkte die Landbevölkerung erst, als es zu spät war.

halb auch seine Hände nach der benachbarten Insel Sizilien aus, auf der sich die nordafrikanische Handelsrepublik Karthago festgesetzt hatte. 264 v. Chr. brach Rom den ersten punischen Krieg vom Zanne und zwang nach vierundzwanzigjährigen, wechselvollen Kämpfen zu Wasser und zu Lande die Karthager zur Abtretung Siziliens, bald nachher auch Sardiniens. Damit aber war der Streit zwischen den beiden Rivalen keineswegs erledigt; als vielmehr Karthago in Spanien ein neues Kolonialreich begründete, fingen die von eifersüchtiger Sorge be-

Wie der Branntwein entsteht.

Von Emanuel Wurm.

(Schluß.)

Die Schlempe ist die in der Destillirblase zurückbleibende Flüssigkeit, aus der der Alkohol entfernt ist. Da zu seiner Erzeugung nur das Stärkemehl und ein etwaiger natürlicher Zuckergehalt des Rohmaterials verbraucht wurde, sind in der Schlempe alle übrigen Bestandtheile des zur Gärung

kleineres Stroh (Häffel) und durch Spreu. Wenn man diese mit der kochend heißen Schlempe brüht, werden sie für das Vieh auch noch verdaulicher und nahrhafter, so daß der Landwirth dieses Raufutter noch vortheilhafter als ohne Zusatz von Schlempe verwenden und gleichzeitig kostenlos den Eiweißgehalt der Kartoffeln und des Roggens verflutern kann. Denn der Ertrag des Spiritus deckt ihn mindestens die Kosten des Rohmaterials, wenigstens bei den Kartoffeln; Roggen stellt sich ja meist theurer, liefert aber eine werthvollere Schlempe.



Saurer Wein. Nach einem Gemälde von Edmund Harburger.

Photographieverlag von C. F. Wistott, Kunstverlag in Breslau.

fallenen Römer einen zweiten Krieg mit den Karthagern an, der zwar nicht so lange dauerte wie der erste (218—201 v. Chr.), aber Italien ganz andere Wunden schlug als jener. Denn diesmal erschien eine außerlesene karthagische Armee unter dem genialen Feldherrn Hannibal in Italien, durchzog Jahre lang die Halbinsel sengend und brennend die Kreuz und die Quer, wobei über vierhundert Ortshäfen vom Erdboden verschwanden, und schlug die römischen Bürgerheere in einer Anzahl blutiger Schlachten, deren größte, die bei Cannä, 216 v. Chr., den Römern und ihren italienischen Bundesgenossen an die 70.000 Tode kostete. Auch dieser Krieg endigte schließlich mit dem Siege Roms, das sich nun in Spanien eine neue, beständig von Aufständen erschütterte und darum unausgesetzt eine starke Besatzungsarmee erheischende Provinz schuf.

(Fortsetzung folgt.)

verwendeten Rohprodukts noch vorhanden, so das Eiweiß, das Fett und der Zellstoff (die Cellulose), letzterer als Schalen (Treber). Durch die bei der Gärung entstandene Milchsäure ist die Schlempe mehr oder minder säuerlich. Je reicher das Rohmaterial an Nährstoffen war, um so gehaltreicher ist auch die Schlempe, daher ist die Roggenschlempe werthvoller als die eiweißärmere Kartoffelschlempe. Die Schlempe spielt als Nahrungsmittel für das Vieh eine große Rolle und da die Viehhaltung den besten Dünger liefert, so bietet die Branntweimbrennerei thätig für die Landwirtschaft eine werthvolle, rationelle Verwerthung namentlich der Kartoffeln. In der Schlempe erhält das Vieh sämtliche Nährstoffe derselben, mit Ausnahme des Stärkemehls, das als Spiritus eine rentablere Verwerthung wie als Viehfutter findet. Denn das Vieh kann die stärkemehlhaltige Nahrung auch durch Zellstoff (Cellulose) ersetzt bekommen, so z. B. durch zer-

Meist wird er nur als Zusatz zu Kartoffeln in geringeren Mengen verwendet, ausschließlich aber bei der Brezhefefabrikation, wo durch besondere Art der Gährführung eine so große Menge Gese erzeugt wird, daß man diese abschöpft, durch Waschen reinigt, abpreßt und für Backzwecke in den Handel bringt. Roggen wird auch zur Herstellung von Branntwein benutzt, bei dem man absichtlich nicht hochgradigen Spiritus erzeugt, sondern höchstens 40—50gradigen, um den besonderen Geschmack zu gewinnen, den die der Roggengährung eigenthümlichen Fuselsäure besitzen. Das ist dann der echte Kornbranntwein, der jetzt fast nur noch in Nordhausen und einigen anderen Orten hergestellt und wegen seines besonders beliebten Geschmacks theurer wie der reinste Spiritus bezahlt wird. Freilich — echter Kornbranntwein ist fast ebenso selten wie echter Cognac und wird meist wie dieser durch Zusatz von Essenzen zu Kartoffelspiritus erzeugt.

Der Fusel ist, wie erwähnt, noch betäubender, also noch gesundheitsschädlicher wie der reine Spiritus. Zum Glück hat die Vervollkommnung der Technik dafür gesorgt, daß jetzt meist sehr hochgradiger Spiritus gewonnen wird, der ziemlich frei von Fusel ist, auch wenn er von Kartoffeln stammt. Dagegen ist der unter 80 Grad starke Kartoffelspiritus reich an Fusel und wenn er auch nicht so viel enthält als man früher infolge unrichtiger Untersuchungsverfahren annahm, so ist doch genug darin, um den Geschmack widerlich zu beeinflussen und das Gehirn noch mehr zu betäuben wie dies durch den Methylalkohol an und für sich schon geschieht.

Mitunter erhält der Spiritus bei seiner Bearbeitung zu Schnaps Zusätze, die seine schädliche Wirkung noch steigern. So wirkt namentlich der in Frankreich sehr verbreitete Schnaps des Abjuth, der mit Bernthü bereitet ist, nervenzerrütend. Auch die Esenzen, die bei uns nicht selten zu den billigen Schnapsen verwendet werden und aus ätherischen Oelen bestehen, verstärken die betäubende Wirkung, wie andererseits durch Zusatz von „Würze“, spirituellen Auszügen aus Pfeffer und Paprika u. dgl., der Durst und damit die Trunksucht noch gesteigert wird. Die Schnapsen werden meist „auf kaltem Wege“ hergestellt, indem Esenzen zu dem mit Wasser verdünnten Spiritus zugesetzt werden (sogen. kalte Destillation). Gewöhnlicher Branntwein hat 30—35 Prozent Alkohol, weicher Cognac und Rum 45—50, auch 60 und 65 Prozent. Der echte Rum oder Taffia wird in Jamaica und anderen westindischen Inseln aus dem gegohrenen Saft des Zuckerrohrs abdestilliert; er enthält 32 bis 77 Prozent Alkohol, der echte Cognac, der aus Wein abdestilliert wird, 60—70 Prozent, der Brandy (Schwaben), englisch Gin (Wijn), ein Getreidebranntwein, den man über Buchholzwälder und Gärten destilliert, 50 Prozent; er wird besonders in Holland und Belgien getrunken. Der Whisky (irisch, auch deutsch: Lebenswasser) ist ein Getreidebranntwein von etwa 45—50 Prozent Alkohol; er wird in Irland und Schottland getrunken. Der Araf wird aus gegohrenem Reis abdestilliert, besonders in Java, Siam, Szechon, Siam; er enthält 50 Prozent Alkohol.

Die Liqueure (vom französischen liqueur, Liqueur, vom lateinischen liquor, Flüssigkeit) werden aus Spiritus mit Zusatz von Wasser, Zucker, Schwarz- und auch Farbstoffen bereitet; ihr Alkoholgehalt ist 30—40 Prozent. Sehr zuckerreich, daher viele Liqueure heißen Crème (Tränen; auch deutsch: Rahm); sie enthalten meist 40 Prozent Alkohol. Fruchtliche mit Spirituszusatz heißen Katakia (ein malayisches Wort).

Die erste Raschheit darüber, daß Kartoffeln zur Spiritusbereitung dienen, findet sich in einem Bunde aus dem Jahre 1682; die erste Kartoffelbrennerei ist 1750 zu Rausheim in der Pfalz errichtet worden. Doch hielt bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hauptsächlich Roggen (Ara) zur Herstellung des Branntweins, die als städtisches Gewerbe betrieben wurde. Um 1840 herum begann die Branntweinherstellung ein landwirtschaftliches Gewerbe zu werden, da zu jener Zeit der Kartoffelanbau sich außerordentlich ausdehnte. Und seitdem ist sie, begünstigt durch die Steuererleichterung, die den landwirtschaftlichen Brennereien Vergünstigungen gegenüber den gewerblichen einräumt, zum größten Theil auf dem Lande geblieben, obwohl in den letzten Jahrzehnten die Verwertung von Melasse, auch mehr aber von Reis, die Spiritusherstellung auch außerhalb der landwirtschaftlichen Betriebe verbreitete. Den Grundbesitzern paßt jedoch diese Konkurrenz nicht, und ganz besonders in deutschen Reich gelang es ihnen, Steuererleichterungen zu erhalten, welche, auf den Umfang der landwirtschaftlichen Produktion zugeschnitten, dieser ganz besondere Vorteile zuwenden, während die als gewerbliche Brennereien betrachteten Betriebe, die nicht durch ein landwirtschaftliches Besitz verbunden sind, häufig Steuern in ihrer Entwicklung gehindert werden. Im Reichsjahre 1899/1900 bestanden im Deutschen Reich 13 810 landwirth-

schaftliche Brennereien, davon 6252 Kartoffel- und 7648 Getreidebrennereien, sowie 1281 gewerbliche Brennereien, davon 1040 Getreide-, 72 Kartoffel- und 28 Melasse-Brennereien. Außerdem waren 43 833 Brennereien vorhanden, die Obst auf Branntwein verarbeiteten. Während aber in den landwirtschaftlichen Brennereien 3,2 Millionen Hektoliter wasserfreier Alkohol erzeugt wurden, lieferten die gewerblichen nur 0,4 Millionen und die Obstbrennereien nur 26 140 Hektoliter Branntwein. Die Hauptmenge wird also in den landwirtschaftlichen Kartoffelbrennereien hergestellt. Unter den landwirtschaftlichen Brennereien sind etwa 80 Prozent so klein, daß sie kaum die Hälfte so viel Spiritus erzeugen wie die 197 größten, die nur 0,9 Prozent aller darstellen. Bei der Besteuerung wird jeder landwirtschaftlichen Brennerei, entsprechend dem zu ihr gehörenden Landbesitz, eine bestimmte Menge Spiritus, das Kontingent, mit 50 Mark Abgabe belastet, das, was darüber hinaus gebrannt wird, das Super-Kontingent, mit 70 Mark pro Hektoliter wasserfreier Alkohols. Da der Verbrauch an Alkohol größer ist als das Kontingent, wird auch Super-Kontingent verbraucht, und da dieses 70 Mark Steuer trägt, kommt auch das Kontingent mit 70 Mark Preiszuschlag in den Handel, obwohl es nur 50 Mark Steuer gezahlt hat. Die Differenz von 20 Mark kommt den Brennereien zu Gute und wird nach der Bezeichnung, die ihr der konservative Abgeordnete von Wedell-Malsow einst gab, als „Liebesgabe“ bezeichnet. Es ist klar, daß je größer die Brennerei ist, um so größer die Liebesgabe, und da nur die großen Güter große Kontingente haben, so ist die Liebesgabe eine Zuwendung an die Großgrundbesitzer, und zwar hauptsächlich an die in Ostelbien. Die 197 größten Brennereien des deutschen Reiches beziehen 5,4 Millionen Mark Liebesgabe, also durchschnittlich jede 27 400 Mark, während auf die kleinsten Brennereien nur 2,8 Millionen Mark kommen, durchschnittlich auf jede nur 150 Mark! Einschließlich der auf gewerbliche Brennereien entfallenden Liebesgabe sind im Jahre 1899/1900 43,4 Millionen Mark aus den Taschen der Branntweintrinker in die der Brennereibesitzer geflossen!

Von den 3 2/3 Millionen Hektoliter reinen (wasserfreien) Alkohols, die im Jahre 1899/1900 im deutschen Reich erzeugt wurden, sind 2 1/2 Millionen Hektoliter zu Trinzwecken in den Handel gekommen, die einen Werth von 200 Millionen Mark (einschließlich Steuer) repräsentieren, vom Publikum aber mit etwa 600 Millionen Mark bezahlt werden, da besonders die durch Zusatz von Esenzen bereiteten Schnapsen mehr als das Dreifache theurer als der in ihnen enthaltene Spiritus sind. Auf den Kopf der Bevölkerung entfielen 4,4 Liter 100 gradigen Spiritus, die etwa 13 Liter Schnaps repräsentieren und als solcher einen Verkaufswert von etwa 13 Mark besitzen. Erst seitdem die Verbrauchsabgabe eingeführt ist, also seit 1887, läßt sich genau angeben, wie viel Spiritus jährlich zu Trinzwecken verwendet wurde. Es zeigt sich da, daß der Branntweinsonsum, der 1887 durch die fünfjährige Erhöhung der Steuer wesentlich vertheuert wurde, keineswegs infolge dieses Preisauflages tief zurückging; er ist mit nur geringen Schwankungen auf 4,5—4,4 Liter pro Kopf der Bevölkerung stehen geblieben — ein Beweis, daß die Schnapspest nicht durch hohe Besteuerung ausgerottet werden kann. Sie wurzelt im sozialen Uebel, wie sie es auch wieder erzeugt. Nur die Hebung der Lebenshaltung des Volkes kann die Trunksucht bannen.

Unglücklicherweise liegt die Verwendung des Spiritus zu gewerblichen Zwecken. Sie betrug 1887/88 nur 387 600 Hektoliter, 1895 bereits 718 800 und 1900 1 043 100 Hektoliter. Der zu gewerblichen Zwecken verwendete Spiritus ist steuerfrei, daher nur 70 Pfennig pro Liter billiger als der Trinkspritus. Um zu verhindern, daß gewerblicher Spiritus zu Trinzwecken dient, wird er für dieselben durch Zusätze unbrauchbar gemacht, denaturirt (vom französischen dénaturer, seine Natur ändern). Diese Denaturierung geschieht entweder durch Zusatz von

5 Prozent Holzspiritus (Methylalkohol), der abscheulich riecht und schmeckt — dennoch aber ausgepöchte Käufer nicht abhält, diesen alkohol methylerat, wie er in England heißt, zu trinken, oder durch Zusatz von Terpentinöl, Thieröl, Schwefeläther, Schellacklösung oder Essig und Wasser, hauptsächlich aber durch Zusatz des „allgemeinen Denaturierungsmittels“, das aus zwei Theilen Holzgeist und einem Theile Pyridin besteht. Letzteres wird bei der trockenen Destillation stickstoffhaltiger, organischer Substanzen gewonnen und findet sich daher im Steinkohlentheeröl, im flinkenden Thieröl und ähnlichen Destillationsprodukten. Es ist eine farblose, stechend riechende Flüssigkeit, die sich mit Wasser mischt. Sein Dampf ist widerlich, ebenso sein Geschmack, was aber ebenfalls nicht hindert, daß Pyridin-Spiritus getrunken wird, zumal nach Zusatz von scharfen Esenzen und Bitterstoffen. Verwendet wird denaturirter Spiritus hauptsächlich zum Kochen, neuerdings auch zur Beleuchtung und zum Betrieb von Kraftmaschinen (Motoren, Lokomobilen u. dergl.); doch ist er bei den jetzigen Preisen für Petroleum nicht mit diesem konkurrenzfähig, wemgleich durch die eifrigen Bemühungen der Zentrale für Spiritusverwertung die Apparate für Koch- und Beleuchtungszwecke wie Spiritusmotoren wesentlich verbessert und dadurch die Ausnutzung des Spiritus erhöht, mithin die Unkosten erniedrigt wurden.

Da die Landwirtschaft in kartoffelreichen Gegenden das Bestreben hat, die Spiritusherzeugung stetig auszuweiten, liegt es in ihrem dringendsten Interesse, die Verwertung des Spiritus zu technischen Zwecken zu steigern, da die zu Trinzwecken glücklicherweise wenigstens nicht in die Höhe geht, der Absatz nach dem Auslande aber von Jahr zu Jahr sinkt. Im Jahre 1882 hatte der Export von Spiritus seinen Gipfel erreicht; er betrug damals 1 1/2 Millionen Hektoliter, seitdem sank er rapide, besonders dadurch, daß Spanien völlig für unseren Markt verloren ging. Der Export dorthin war bis 1886 auf 0,6 Millionen Hektoliter gestiegen, jetzt ist er gleich Null; Spanien produziert den Spiritus, den es zum Verschmilt seiner süßen Weine braucht, selbst, und zwar aus Wein, während Deutschland fuselhaltigen Kartoffelspiritus geliefert hatte. Auch dadurch, daß den deutschen Brennereien eine Exportprämie vom Staate bewilligt wurde — gezahlt aus den Taschen der Branntweintrinker —, ließ sich der Export nicht heben, und im Jahre 1900 war die gesammte Spiritusausfuhr auf 0,3 Millionen Hektoliter gesunken.

Da die übermäßig steigende Produktion und der nicht in gleichem Verhältniß sich vergrößernde Absatz zu einer Uebersättigung des einheimischen Marktes mit Spiritus und damit zum Preisrückgang führt, suchen die Agrarier wieder die Hilfe des Staates, um durch ihn eine auf ihre Sonderinteressen zugeschnittene Gesetzgebung, d. i. künstliche Preissteigerung des Spiritus zu schaffen. Der jüngste Versuch hierzu, den sie in diesem Frühjahr im Reichstage unternahmen, ist an der zähen Opposition der sozialdemokratischen Fraktion gescheitert, wird aber voraussichtlich im Winter von den Agrariern mit doppelter Kraft wieder aufgenommen werden. Auch suchen sie die Uebersättigung durch eine Ringbildung zu bannen, doch ist auch dies ihnen bisher nicht gelungen. So sehr es im Interesse der Volkswohlfahrt liegt, daß das Schnapsstricken abnimmt und schwindet, so wenig ist dieses so erstrebenswerthe Ziel durch die künstliche Preissteigerung des Branntweins zu erreichen — und lächerlich ist es, wenn dieselben Agrarier, die aus dem Schnapsbrennen ihren Lebensunterhalt ziehen, behaupten, daß auch sie ein Interesse am Rückgange des Branntweinverbrauches besitzen und nur deshalb für Preissteigerung und Steuererhöhung eintreten! Für die bleibt es so, wie es in einem alten Wurzschelienlied heißt:

Schnaps, Schnaps, Schnaps,
Du edles Getränk,
Du bist und bleibst von der Natur, von die Natur
von das Natur
Das edelste Geschenk!

Herbst.

Novelle von Wilhelm Holzamer.

Der Berg war noch ganz in Nebel gehüllt. Dicht zu, und man sah nicht die Hand vor den Augen. Vor Einem hinter Einem, rings Nebel. Natürlich war auch das Dorf nicht zu sehen. Es lag wie ein Geheimniß versteckt, eingehüllt in den Nebel, ganz vergraben in ihm. Nur seine Glocke klang aus dem Grauen. Sie läutete den „Herbst“ ein. Die Bingerer waren von diesem Augenblick an „wieder offen“, es durfte gelesen werden.

Schon eine Stunde vorher war man vor den Häusern und in den Höfen mit den Vorbereitungen beschäftigt gewesen. Die letzte Hand nun an Blitten und Fässer, noch einmal geschwenkt Alles, geleert, die Blitten gestülpt. Was man im Weinberge brauchte, wurde aufgeladen, das Andere wurde an die Wand oder in's Kellerhaus gestellt.

Und halb scharren die Pferde im Hofe. Noch die große Witte hinauf auf den Wagen, die Kette angespannt; — dann fertig!

Der Knecht zündete seine Pfeife an. „Fertig!“ rief er, „s kann losgehe!“

Und er schwang die Peitsche und ließ sein bestes Knallen hören. Dann rief's in die Klübe, wo Lesern und Lesern versammelt waren: „Der Hannadamb is fertig,“ und Alle traten heraus. Alle fehn stolz, in blauen Leinwandhosen, frisch gewaschen oder funkelneuen. Die Mädchen hatten das wollene Tuch um den Kopf, den Güter im Arm oder den Zuber, und die froren — und 's froren fast Alle — hatten die Hände unter die Jacke oder unter die Schürze gesteckt.

Dann noch einmal der Ruf: „s kann losgehe!“ Und der Wagen fuhr voraus, die Herbstleute gingen ihm nach. Ihnen voraus sprangen die Buben der Herrschaft. Sie hatten kleine grüne Butten auf dem Rücken, Kalkpfeifen im Munde. Sie rauchten wohl kalt, aber es lag ihnen doch im Sinn: wenn der Vater mit in den Bingerer kommt, wird's Pfeiffchen auch einmal gestopft.

Aber zunächst — 's war „Herbst!“ Hurrah!

Es ging nur langsam voran. Dann zog der Hannadamb seinen Säulen eins über, daß sie mit einem Sprünge auszogen. Er fuhr mit ein gutes Stück voraus. Er ging neben dem Wagen her, die lange Leine fest in den Händen. Mit festen Zügen paffte er aus seinem Nasenwärmer. Aber der Nebel war so schwer heute. Er brückte auf die Brust und benahm den Athem. Es schmeckte nicht.

Einige Male sah er sich nach den Lesern und Lesern um. Er konnte Niemand sehen. Er hörte sie nur.

Der Nebel war zu dicht.

Sprachen sie nicht viel heute, sprachen, lachten sie nicht? Er hörte sie nur gedämpft, ganz dünn. Murrend, wie hinter einer Wand. Und er ging allein neben seinem Wagen her. Ganz abgeschnitten. Es machte ihm Unbehagen.

Dann und wann kam mal Einer gelaufen und warf einen Zuber oder einen Güter auf den Wagen. Er hatte ihn galant einem Mädchen abgenommen.

Und immer weiter ging's in den Nebel. Jetzt den Berg hinauf. Die Säule schnauften. Dem Hannadamb war die Pfeife ausgegangen. Der Nebel brückte zu sehr, es schmeckte nicht. Und er mußte schnauften heut! Es war ihm so bedrückt und bekommen, als ob er einen Zentner auf der Brust läge. So schwer war ihm — er mußte garnicht. Der vermaledeite Nebel!

Hinter ihm klang noch die Glocke, die Herbstglocke. Aber sie machte garnicht froh heute. Es war so düster rings, so schwer. So feuchtkalt war's, daß man schauderte.

Der Hannadamb reckte sich ein paar Mal. Aber half nicht. Er sank wieder zusammen. Es war ihm, als müßte er gebückt gehen, als gehe er da achter. Dumpf war ihm und stumpf. Und er suchte.

Er lauschte von Neuem, ob er nichts von denen zu hinten hören könne.

Er hörte nichts. Nur den Stoch des Butten-trägers hörte er von Zeit zu Zeit, wie er auf den Boden aufstieß, hart und dumpf. Und das Murren vernahm er jetzt wieder, als ob da hinten eine Leiche ginge.

Und er lauschte weiter.

Es fiel ihm auf einmal ein, was er diese Nacht geträumt hätte. Er hatte von seiner Mutter geträumt, die sich aufgehängt hatte. Er hatte sie wieder hängen sehen.

Den Traum hatte er nicht gern. Er wollte an etwas Anderes denken. Aber immer wieder sah er das verzerrte Gesicht seiner Mutter. Er suchte vor sich hin.

Die Seppe hatte ihm heut' nicht 'mal den „Guten Morgen“ gewünscht. Sie war wieder juwallerallera! Er hatte sie noch mit keinem Auge gesehen heut'. Sie hätt' doch schon einmal zu ihm kommen können. Sie wußt' doch, daß er bei den Säulen bleiben muß. Bei dem Nebel!

So ging er in Sinnen und Selbstqualerei.

Die Herbstglocke war nun verstummt. Sie waren in den Weinbergen angelangt. Die lagen noch ganz still. Es ging nun steller den Berg hinauf. Kräftig schlugen die Hufe der Pferde, die Näher knirschten.

„Hurrah!“ schrien die Buben der Herrschaft.

Jrgendwo gab's Antwort — aus den Bingeren her. Der Hannadamb war erstaunt, daß schon Lesern vor ihnen in den „Herbst“ gefahren waren. Er hieb den Pferden eins hin.

Hinten gab's ein Lachen.

Der Hannadamb zuckte zusammen — die Seppe! „Hannadamb!“ rief Einer, „die Seppe will Dir den „Guten Morgen“ sagen.“

„Recht!“ brummte er zurück, „es wär' auch Zeit!“

Die Seppe lachte freischend.

„Will Dir ein Kuß gebe!“ rief Einer, der Stimme nach der Buttenträger.

„Recht!“ rief der Hannadamb fast freudig.

„Ja, Hannadamb, das is vorbei. Den hab' ich mir gebe lasse heut Morgen. Geht, Sepp?“ Das hatte der Küferschorch gerufen.

Die Seppe kicherte.

Der Hannadamb knirschte. Er hieb mit seiner Peitsche durch den Nebel. Sagen kommt' er jetzt nichts. Er suchte nach einem Wort — aber er fand keins. Er blieb still. Er hieb noch einmal durch den Nebel, so flach und fest, als ginge der Hieb auf den Küferschorch.

Er hätt' ihm so gern Eine hingehauen. Er dachte beständig daran. Es fraß sich immer fester in ihn. Er mußte sich's beständig vorstellen, wie das zuginge. So — plumps! Das that ihm wohl. Plumps — noch Eine — und plumps, patzsch, patzsch! Er athmete auf. Das war gut gewesen. Er reckte sich. Hoch die Brust heraus. Ganz frei war ihm. Weit riß er die Augen auf, als müßte er durch den Nebel durchgucken. Den dicken, verdammt dicken Nebel! Er schnaufte.

„Verlossen, verlossen, verlo—o—ffen bin i“ — stimmte Einer an.

„Und der Hans schleicht umher“ — ein Anderer.

Und die Seppe kicherte.

„Ich hätt' mir's nit gefalle lasse, Hannadamb!“ rief der Buttenträger.

Im Hannadamb kochte es von Neuem auf. Und die Seppe — das verfluchte — Na, wart! Kein Wörtchen rebete sie. Immer nur ihr Gefcher. Hätt' sie ihm nit ein Wort sagen können? Hätt' sie ihm nit ein gut Wort geben können? Ober das: hätt' sie sich nit so einen Spaß verbitten sollen? Verbitten! Sakra! 's war ja nur ein Spaß, ganz sicher, nur ein Spaß. . .

Dem Hannadamb glühten die Wangen. Wenn's aber Keiner war! Sie hätt' doch dem Kerl Eine hinhanen müssen! Witten in's Gesicht! Einem, der sie küssen wollt'. Himmelsakra —!

Aber sie lachte dazu. Sie lachte dazu!

Eine furchtbare Wuth auf die Seppe packte ihn. Die schlimmsten Wörter suchte er für sie. Und suchte. Und verwünschte sie! Als er sich nicht mehr helfen konnte, hieb er den Säulen eins über, daß sie bäumten.

„Schlag' die Säul' nit so, Hannadamb! Mein Kuß hab' ich doch!“ rief der Küferschorch.

Da riß der Hannadamb an der Leine. Die Pferde standen.

Und nun stand der Hannadamb mitten unter den Lesern und Lesern, grad vor dem Küferschorch.

„Kerl!“ sagte er, „Kerl, noch einmal, noch ein Wort, eins, eins — ich schlag' Dich todt, todt, todt!“

Immer heißer war er geworden, immer lauter. Der Mund war voller Speichel, daß er zischte, und zuletzt schlug ihm vor wilder Aufregung die Stimme über.

Einen Augenblick standen Alle still und betroffen, mit großen Augen und offenem Munde. Der Buttenträger nahm den Hannadamb am Arm.

„Sei kein Narr, Hannadamb! — Jii!“ Da zogen die Säule an, und der Hannadamb sprang nach und führte die Leine.

Und nun brach ein vielstimmiges Gelächter aus, und zu oberst quetschte die Stimme der Seppe, daß dem Hannadamb ekelte vor ihr.

Er fuhr ruhig weiter, bog mit seinem Fuhrwerk in den Feldweg nach der Seite ein, und gleich hielt er am Bingerer.

Der Nebel war dünner geworden. Man konnte jetzt wenigstens auf zwanzig Schritte sehen. Der Hannadamb hatte die Pferde abgespannt, den Wagen gehemmt und das Geschirr vom Wagen herabgereicht. Die Lesern hatten die Oberböcke abgethan, die Hals- und Kopflücher bequemer gebunden — die Lesern hatten die Pfeife angezündet und sich einen Schlag ausgesucht. Alle waren jetzt an ihrem Platz. Nur der Hannadamb hantirte noch am Wagen. Er sah noch einmal hinab, über die Leute hin. Der Küferschorch hatte mit der Seppe dieselbe Zeile genommen. Der Lump!

Das Blut stieg ihm zu Kopf. Aber er blieb still. Es war jetzt eine Mattigkeit in ihm, es war ihm zu hart widergegangen dorthin.

Die Pfeife hing ihm schlaff im Munde und kalt. „Is noch was mitzubringe?“ fragte er.

„Nix!“ rief's.

Fast Niemand sah auf. Alle standen noch unter dem Eindruck von dorthin. Wie der Hannadamb vor dem Küferschorch gestanden hatte, so fürchterlich und wild.

Der Küferschorch blinzte unter seinem Hut herauf zum Hannadamb. Der schwang sich auf seinen Knappen. In großem Bogen ritt er um den Wagen herum. Stolz! Und hielt sich stramm.

Von oben sah er über die Lesenden. Noch sah Niemand auf. Der Küferschorch hob nur den Kopf. Der Hannadamb sah's gleich.

Wie garstig ihm der rothe Schnurrbart über den Mund hing! Es war fast nichts zu sehen unter seinem Hut als dieser Schnurrbart. Wie er jetzt den Kopf höher hob, blickten seine Augen heraus, kleine, funkelnde Augen, die stachen. Zwei häßliche, falsche Lichter.

Ein gehässiger Blick zuckte auf den Hannadamb.

Er hätte ihn zermalmen mögen. Er hatte sich noch vor Keinem gefürchtet. Er war der Küferschorch, er! und wer mit ihm anfing, gute Nacht Dem!

Aber nun war er der Blamirte. Wie ein Schulbub hatte er vor dem Hannadamb gestanden. Vor Dem. . .! Hätt' er ihm doch gleich Eins hinge-schmissen, so mit aller Wuth, daß er zusammengefallen wäre. Hingetorkelt, nur so getorkelt. Aber er wollt's ihm schon eintränken! Umsonst sollt' er ihn nicht blamirt haben! Der! Er fand kein Wort für ihn.

Und vor der Seppe! Die würd' er ihm doch abspannen! Dem Keimleber, dem! Dem Sammer-

lappen! Nah, den hieb er zu Drei! Wenn er nur vorhin gewollt hätte! Ja, wenn er nur gewollt hätte!

Eine ohnmächtige Wuth schüttelte den Küferschorch, eine feige Wuth voller Scham.

Er duckte sich tiefer. Er war so schon ein kleiner Kerl. Nun war er ganz hinter dem Nebstod versteckt.

Er griff nach einer Scholle. Wenn er ihm jetzt eine hinwürfe! Wenn er ihn gut trüfe, so ganz plötzlich, hinterm Stod heraus.

Aber wenn er ihn nicht trüfe?! Dann wär er wieder der Blamirte. Zum zweiten Mal.

Und er ließ die Scholle wieder los.

Der Hannadam war jetzt im Bogent herum geritten und hatte das Handpferd, den Fuchs, mitgeführt.

„Windhund!“ zischte der Küferschorch.

Aber der Hannadam lächelte. Er hatte es ja nicht gehört. Er lächelte nur in seinem Stolz. Aber die stehenden Schweinsäuglein da unten unter diesen roth. Der Küferschorch deutete das Lächeln anders.

Jetzt schnalzte der Hannadam mit der Zunge und gab seinem Klappen einen kräftigen Schenkelbruch. Da schlug er einen Trab an, und der Fuchs trabte mit. Der Hannadam wiegte sich im Sattel, auf und nieder — und so lange man sehen konnte — der Nebel war nun in dichten Schwaden vom Hang in's Thal hinunter gezogen — so weit man sehen konnte, sahen ihm die Leute vom Weinberg nach, wie stolz er dahintritt.

Ein stolzer Kerl, der Hannadam, Himmeljapper!“ jagte der Buttenträger.

„Fogerei!“ murmelte der Küferschorch.

„Du mußt ruhig sein, Du!“ jagte der Buttenträger. Dies „Du!“ hatte so scharf und verächtlich geklungen, daß es den Küferschorch kalt überließ.

Dann stieg ihm die Wuth zu Kopfe. Er blinzte zur Seppe hinüber. Die lächelte.

Als der Hannadam eine Weile fort war, gab's wieder ein paar Späße. Einer erzählte was, Einer foppte den Anderen. Neckten und Lachen, laut und offen von den Mädchen, wenn sie dachten, daß sie's dürften, verstoßen und schämig, wenn's zweifelhaft war.

Der Küferschorch blieb anfangs still. Er wagte sich noch nicht heraus. Er fürchtete, keinen Anlauf bei den Anderen zu finden. Nur der Seppe war er still gefällig, schnitt ihr so viel Trauben in den Zuber, daß sie halb so viel zu thun hatte als die Anderen.

Und kam der Buttenträger, stand sie immer schon eine Weile bereit, ihren Zuber in die Butte zu leeren. Der Küferschorch aber schnitt noch eilig darauf zu, daß auch sein Eimer voll wurde.

Die Buben der Herrschaft suchten nun morsche Pfähle, Strohbinden und dürres Raub zusammen und zündeten ein Feuer an. Herbstfeuer — da und dort in den Winkerten brannten schon welche.

Der Buttenträger hand lhuen in der freien Zeit, die er hatte, wenn er seine Butte in die große Traubenbutte geleert hatte, Strohbüschel an Pfähle und zündete sie an. Mit diesen Fackeln liefen die Buben durch den Weinberg und sangen und schrien Hurrah! Die Herbstluft hatte sich eingestellt. Es wurde gesungen und gejauchzt und geschossen mit kleinen Pistolen und großen, alten, gefährlichen Karabinern.

Ein fröhlich Leben — die ganze Freundigkeit der Leute befreit. Losgebunden Alle, ausgelassen. Die Männer wie die Buben. Scherze und Lieder, Tanzzer und spaßige Jurufe. Von Weinberg zu Weinberg. Ueber den ganzen Hang hin. Und hell, langgezogen die sentimentalen Liebeslieder der Mädchen.

Der Küferschorch hatte den Moment vorsichtig abgeseht, wo er mitthun konnte. Ein Scherzwort erst nur — und mäßig wurd's mehr.

Er war früher jetzt — in der allgemeinen Lustigkeit war die Sache von vorn schon vergessen worden.

Man dachte eben nicht daran. Man hatte Besseres zu thun.

Er erzählte eine freche Geschichte. Man lachte. „O Du!“ sagte die Seppe.

„Na, Schätze —“ kicherte der Küferschorch. „Oho! Küferschorch!“ rief Einer. „Wart, wenn der Hannadam wieder kommt!“

Der Küferschorch lachte gespannt, um den Ton recht zu verstehen. Er war zufrieden, und er setzte ein: „Man muß doch ein Spaß verstehe!“

„Meiner Seel“, sagte die Seppe.

„Der Hannadam hätt' mit gleich so aus dem Hänsche zu komme brauche“, sagte ein Mädchen.

Da wußte der Küferschorch, daß er gewonnen Spiel hatte.

„Wann er wieder kommt, soll er einmal tüchtig aufgezoget werde“, sagte er. „Wart! nur, ich will's schon mache.“

„Aber gib Acht, 's wird Dich ein Bündel voll koste“, warnte Einer.

Das stachelte den Küferschorch. „Ein Bündel voll, nicht?“ und er richtete sich auf. Er machte eine Faust und drohte. „Mich, Herrgott, da mißt' ich der Küferschorch mit sein! Mich!“ und er guckte aufgeschwollen nach allen Seiten.

„Na, 's ist zu probire!“

Es war Alles wieder gut. Der Fall war vergessen. Der Küferschorch schäkerte mit der Seppe. Es that ihr wohl. Sie wehrte ihm zwar — aber das war nicht ernst gemeint. Sie lockte ihn so halb dabei.

„Wann der Hannadam wieder da ist, wir Du's fein bleibe lasse“, spottete Einer.

„Ich! Du wirst Dich vergude! Wir Zwei — mit Seppe — wir Zwei! Und Du gibst mir doch auch ein Kuß —“

Inzwischen war eine Magd mit dem Frühstück gekommen. Man setzte sich an's Feuer. Es gab Wurst und Schinken und Käse. Und Kaffee gab's und Schnaps.

(Schluß folgt.)



Martinsgans.*

Nach Gras wir wollen gehn,
Die Vögel singen schön,
Der Guckguck frei,
Sein Melodei
Sitzt über Berg und Thal,
Die Fische klappert zumal;
Der Müller auf der Obermühl,
Der halt der fetten Gänse viel.
Die Gans hat einen Kragen,
Sie wolln wir mit uns fragen.

Der beste Vogel, den ich weiß,
Das ist die fette Gans,
Sie hat zwei breite Füße,
Dazu den langen Hals,
Und noch ihr Stimmlein süße,
Ihr Fuß sein gel,
Ihr Stimm ist hell,
Der Hals ist lang,
Wie ihr Gesang:
Guckguck, Guckguck, Guckguck, Guckguck,
Wir singen am St. Martins-Tag.

Sauer Wein. Des Weinens können nicht viele Gaps in's Strohhan. Wenn Einer kommt, so ist's Einer, der Zeit hat und was zu erzählen weiß. Und man gut ein Strohändler! Der kommt heron! Der bringt Knechtchen mit und berpicht es auch, einen guten Krappen zu schäpen. Und dann ist solch ein Strohändler, der immer, immer auf der Landstraße liegt, eine lebendige Zeitung. Seine Anrede ist etwas werth. Wenn Der sagt: Der Wirth hat noch dort hat einen

* Aus „Des Knaben Wunderhorn“.

guten Wein, so zieht das mehr als alle Anzeigen im Wochenblättern zusammengewonnen.

Sitzen in die dämmerige Ecke der Wirthsstube haben sie sich niedergelegt. Der Wirth hat einen Krug Wein aus dem Keller geholt: „Was exirafein's war's!“

Langsam und bedächtig hat er eingegossen. Schade um jeden Tropfen, der vorbeiging!

Dann hat er sich auf die Bank gesetzt: etwas nach vorn übergelehnt, die rechte Hand auf's Knie gestützt. Das wußt der Andere zu „dem Weinchen“ sagen wird!

Der Andere hat das Glas erst gegen das Licht gehalten, dann am Wein gerochen, dann ein Schlüßchen geschluckt und auf der Zunge zerdreht. Eine gewaltige Aemermiene hat er dazu aufgesetzt. Gesagt aber hat er nichts weiter, als „hm!“

Der Wirth hat sich nicht gerührt; er wußte sich kein Bild daraus zu machen, ob das „hm“ was Gutes oder was Schlechtes bedente. Dann hat der Andere wieder zum Glas gegriffen; diesmal hat er einen großen Schluck genommen. Aber gleich hat er auch das Glas wieder abgesetzt und das Gesicht verzogen, und geschmeckt hat's ihn ordentlich: „Br!“

Jetzt wußte der Wirth, wie er dran war.

Die Färbung des Polareises gehört zu den Erscheinungen der arktischen Gegenden, die schon oft beschrieben, jedoch wissenschaftlich noch nicht genügend erörtert worden sind. Man führt die Färbung des Eises, namentlich die blaue, auf eine Verminderung des Luftgehaltes der einzelnen Eiskasteln zurück, indem man annimmt, daß die Luft auf eine bisher noch unbekannt Weise bei erhöhtem Schneeeindruck aus den Eiskasteln ausgehoben wird. Ueber das „blaue Eis“ schreibt Dr. Karl Grider in seinem Werke „Ant-Ant“ (Berlin, Schall & Grund.): Von jeher ist allen antarktischen Reisenden die eigenthümliche Streifung der Eisberge aufgefallen, welche bei noch ruhigen Eisbergen mit horizontaler oberer Endfläche parallel dieser Fläche verläuft. Sie besteht darin, daß Lagen von schneeweißem Eis mit solchen von tief kobaltblauen abwechseln, aber nicht gleichmäßig, sondern in der Weise, daß in den größeren Höhen über dem Wasserpiegel, nahe der Oberfläche

des Eisberges, die dort oft noch welligen, weißen Lagen eine Dicke von gegen 1,2 Meter haben, dagegen die blauen Lagen ganz beträchtlich zurücktreten nach unten zu nehmen die weißen Lagen an Mächtigkeit allmähig ab, die blauen dagegen zu, bis bei einem über Meer etwa 50 Meter hohen Eisberg die weißen Lagen schon 18—24 Meter unter der Endfläche, nur noch etwa 0,8 Meter messen, um nahe dem Wasserpiegel auf 0,08 Meter herabzusinken und bald darauf ganz zu verschwinden, so daß die unter Wasser befindliche Masse so gut wie völlig aus vollkommen blauen, transparentem Eis besteht.

Ueber die Konfistenz dieser verschiedenfarbigen Eisarten hat ein vom „Challenger“ ausgeführtes originelles Experiment Aufschluß gegeben. Ein Eisberg wurde mit dem Zwillingspflunder des Schiffes beschossen, und zwar richtete man das Geschütz zuerst nach dem blauen Eis nahe dem Meerespiegel. Der Erfolg war, daß große Massen losplitterten und in die See stürzten, und damit anzeigten, daß das blaue Eis äußerst hart und spröde ist. Das nächste Geschöß drang in die breiten weißen Schichten nahe der oberen Endfläche ohne jede sichtbare Wirkung ein und bewies hierdurch, daß diese Lagen aus weichem wenig widerstandsfähigem Material, aus nur wenig umgewandelten Schnee oder Firn bestehen müssen.

Man hat sich in diesen Schichten Jahresablagerungen des Eises vorzustellen, indem man ein blaue und eine weiße Eisschicht zusammen den Zuwachs eines Jahres zeigen. Nach Hansen ist die weiße Eisschicht der Schmelzarbeit der arktischen Sommerjonne zuzuschreiben. Ähnliche Erscheinungen sind auch in den grönländischen Meeresküsten beobachtet worden, jedoch wiesen dort die blauen Eisfärbungen mehr grünlüche Töne auf.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!